Immer nur lächeln

Autor(en): **Oberholzer, Alex**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Puls : Monatsheft der Gruppen IMPULS + Ce Be eF**

Band (Jahr): **20 (1978)**

Heft 6: **Rehabilitation**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-154999

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

als schaffen von etwas neuem, ganzheitlichem. Dies fehlt uns noch weitgehend und daran sollten behinderte wie nichtbehinderte arbeiten.

Ruth Häberlin

****

Hier stösst man auf die eigentliche grundsatzfrage:

"Soll als leitlinie für die öffentlichen schulen die aussonderung, d.h. die trennung der kinder in unterschiedliche schultypen, oder die integration, d.h. die eingliederung von verschiedenartig behinderten kindern, massgebend sein? Diese frage ist nicht nur von schul- und gesellschaftspolitischer bedeutung, sie tritt auch im zuge der öffentlichen mittelverknappung immer mehr in den vordergrund. Es erscheint immer klarer, dass die auffassung von einer endlos verzweigten aussonderung dringend zugunsten eines integrationsbemühens revidiert werden muss.

Man verwies in den empfehlungen unter anderem auf die gestörten beziehungen zwischen behinderten und nichtbehinderten, denn es fehle an möglichkeiten, das zusammenleben zu lernen. Vorurteile und fehleinschätzungen könnten durch einen gemeinsamen schulbesuch – soweit er für beide seiten vertretbar ist – abgebaut werden.

Separate sonderschulen sollten nicht mehr eingerichtet werden, nur noch im verbund mit einer allgemeinen schule. Die durchlässigkeit zwischen beiden schultypen ermöglicht zumindest eine teilintegration."

aus: "Das Behinderte Kind"
2/1978, S. 6

****

IMMER NUR LÄCHELN

Jeder, der das märchenhafte schloss auf dem lilienberg kennt und weiss, dass ich dort meine jugend verbrachte, wird mich zweifellos darum beneiden. Erst recht, wenn er zudem weiss, dass dieses schloss früher noch verträumter über Affoltern thronte, wurde es doch damals von zwei türmchen geschmückt und zerschnitt noch keine rutschbahn die ostfassade.
In dieser umgebung liess ich mich von köchinnen, schwestern, ärzten und lehrern kulinarisch, seelisch, medizinisch und humanistisch verwöhnen. Ich brauchte mich um nichts zu kümmern, musste höchstens auf dem stundenplan ablesen, welche der vielen schlossangestellten gerade für mein wohlbefinden zuständig war.

Genug der wortkleisterei!

Das aufwachen in einer rehabilitationsstation ist etwas aussergewöhnliches, es entspricht nicht dem normalfall. Selbstverständlich, dass beim einfluss so vieler menschen, die jugend viel intensiver und abwechslungsreicher erlebt wird als etwa in der kleinfamilie. Ich möchte hier aber nicht näher auf diese (für mich positive) tatsache eingehen. Wichtiger erscheinen mir die auswirkungen einer solchen spitalerziehung auf den jugendlichen selbst. Erfüllt dieser die bedingun-

gen, die das leben an ihn stellen wird? Hat er gelernt, sich mit seiner behinderung zu akzeptieren? Strahlt er eine persönlichkeit aus? Ist er fähig, beziehungen einzugehen?

Auf diese und viele entsprechende fragen gibt es natürlich keine allgemeingültigen antworten. Persönlichkeitsentwicklung ist etwas viel zu individuelles, erst recht in einem spital, wo jede behinderung eine völlig andere voraussetzung schafft.

Es ist daher klar festzuhalten, dass meine eindrücke und überlegungen zur erziehung im kinderspital Affoltern auf eigenen, ganz persönlichen erfahrungen und empfindungen beruhen.

Der wichtigste unterschied zur familienerziehung ist sicher der, dass im spital niemand für die erziehung eines kindes verantwortlich ist, dass es aber trotzdem von vielen leuten erzogen wird. Darum nämlich, weil die schwestern häufig wechseln, oder weil das älter werdende kind in eine andere abteilung versetzt wird. Schon dies weist auf den grössten nachteil hin: es fehlt dem kind eine **bezugsperson**, eben eine "mutter", zu der es mehr als nur berührungskontakte hat. Ich werfe keiner schwester mangelnde kinderliebe vor, doch zwischen mutterliebe und schwesternliebe besteht eben ein unterschied, den schon das kind spürt. Je älter es wird, desto bewusster empfindet es diese fehlende wärme. Mit aggression wird dann häufig versucht, sich der schwester aufzudrängen.
Eng mit dieser fehlenden wärme hängt natürlich das gefühl der ungeborgenheit zusammen. Ich begann, die geborgenheit in der masse zu suchen, was dazu führte, dass ich später grosse mühe hatte, wieder wahre geborgenheit bei einem einzelnen menschen oder bei mir selbst zu finden.

Ein weiterer nachteil dieses dauernden personenwechsels ist der, dass das kind die verschiedenen schwestern gegeneinander auszuspielen beginnt. Diejenige ist die liebste, bei der man am meisten durchzusetzen vermag. Falsche, egoistische kriterien werden gebraucht, um menschen zu beurteilen.

Im spital ist man dauernd umgeben von einem haufen leute. Diese verhindern nicht nur das entstehen eines für die seelische und körperliche entwicklung so nötigen schon- und intimraumes, sie lenken auch ab von der eigenen problematik.
Dadurch entheben sie einem jeglicher verantwortung, pressen einen in die totalste aller abwartenden konsumhaltungen. (Die konsequenzen sehen wir bei podiumsgesprächen mit behinderten: statt die krücke auf den tisch zu hauen, lächeln sie dankbar.)

Ein tag von ganz besonders grosser problematik ist sicher der, an dem das kind die spitalwelt verlässt. Ich sage bewusst spitalwelt, denn man nimmt nicht nur abschied vom spital, sondern von der bisher erlebten welt. In meiner erinnerung werde ich an jenem tag in eine jauchegrube geworfen. Ich kann zwar schwimmen, doch der völlig neue gestank betäubt mich. Es dauert lange, bis ich den grubenrand erreicht habe. Erst dort stehen zufällig ein paar menschen, die mich hochziehen. Ohne sie wäre ich ertrunken. Eigentlich schlimm, dass die rettung so zufällig stattfand!

Darum: keine unvorbereiteten entlassungen; dem austretenden müssen die neuen gerüche bekannt sein; an den grubenrändern müssen menschen stehen, die dem ohnehin immerwieder hineinplumpsenden heraushelfen.

Alex Oberholzer